

Der Mensch hinter der Sucht

Das Drogenelend ist in Zürich wieder erschreckend sichtbar.
Ein Plädoyer für Entstigmatisierung, Würde und Aufklärung.

Joseph Jung

Sonja ist seit 36 Jahren drogenabhängig und lebt im Zürcher Kreis 4. Zu ihrem Geburtstag hat sie sich beim Dealer eine doppelte Ration bestellt. Beim Warten auf die Lieferung erzählt sie den Menschen da draussen ihre Geschichte. Genau darum geht es im grandiosen Theaterstück «Sonja – ein Junkieleben». Filmregisseur Michael Steiner, bekannt für packende Schweizer Kinohits («Sennentuntschi», «Grounding», «Wolkenbruch»), und

*An der Bahnhofstrasse
würde sie wohl Entsetzen und
Schrecken hervorrufen.*

Joel Basman, das internationale Gesicht des Schweizer Films, der in die Rolle der Sonja schlüpft, haben die Figur gemeinsam entwickelt. Sie bringen pure Drogenrealität und Zürcher Geschichte auf die Bühne: Platzspitz, Letten, Bäckeranlage. Das Stück begeisterte auch mich wie die vielen anderen, die im «Kanzlei Club»-Abend für Abend mit Standing Ovations applaudierten.

Wünsche, Träume, Prinzipien

Ursprünglich wollte ich eine vernichtende Kritik schreiben; wegen der Klischees, auf die ich mich in den Vorankündigungen stürzte, ohne die Kontexte zu kennen, und auch wegen des – wie ich fand – unsäglichem Titels. Doch dann kam alles anders. Denn das Stück berührt, wühlt auf und geht unter die Haut. Sonjas Verhalten irritiert zunächst. Manche Substanzen machen Menschen laut, manchmal auch aggressiv. Sonja verkörpert die Lebensrealität einer Suchtkranken schonungslos. Dabei möchte sie einfach nur als Mensch wahrgenommen werden – ohne Vorurteile.

Szenenwechsel: Man stelle sich vor, diese Sonja tauchte unvermittelt an der Zürcher Bahnhofstrasse auf. Mit roten Haaren, schmutzigen Händen, schiefen Zähnen und der Crack-



Verstehen, nicht verurteilen.

pfeife in der Jackentasche, mit schlampigen Klamotten, den Einkaufswagen mit all ihren Habseligkeiten im Schlepptau und begleitet von ihrem Hund Tyson. Wie würden die Menschen hier auf sie reagieren? Wie gross wäre die Empathie, wenn sie vor den Uhren- und Schmuckgeschäften und den Luxusboutiquen fluchte, spuckte und delirierte, genau wie im «Kanzlei Club»? Und was ist mit den Touristen, die von ihr angepumpt würden: «Häsch mer en Stutz?»

Es ist grotesk. Die gleiche drogenabhängige Sonja, die auf der Bühne das Publikum abholt, der es gelingt, als Mensch gesehen zu werden,

die Wünsche, Träume und Prinzipien hat, wie wir alle auch, würde an der Bahnhofstrasse wohl Entsetzen und Schrecken hervorrufen. Warum diese gegensätzlichen Reaktionen?

Wenn Helfer entmenslichen

Man sollte meinen, dass die Sensibilität für einen respektvollen Umgang mit suchtkranken Menschen gerade im Gesundheitswesen besonders ausgeprägt sei. Dem ist aber nicht so – wie auch Studien dokumentieren. Es mag sein, dass aus der Emotionalität heraus unreflektierte Formulierungen entstehen. Wie in jenem jüngsten Fall, als der Vertreter einer Suchthilfeeinstellung bei einem öffentlichen Podium die Zürcher Buslinie 32 salopp als «Junkie-Shuttle» bezeichnete.

Und dann kam es zu diesem Symposium im Universitätsspital Zürich im vergangenen Jahr, das die Auswirkungen von Drogen auf die Notfallmedizin beleuchtete. Das war wichtig. Doch die Grenze des Tolerierbaren wurde überschritten, als Personen mit einer Intoxikation auf den Überwachungsstationen als «erlebnisorientierte Gäste» abqualifiziert wurden. Den negativen Höhepunkt setzte ein Professor für Medizin, der notabene ein Vorbild für angehende Ärztinnen und Ärzte sein

müsste, als er coram publico ausführte, dass man an seinem Institut Betroffene, die unter der Wirkung von GHB (Gammahydroxybuttersäure, «K.-o.-Tropfen») stünden, schlichtweg «hasse». Es ist inakzeptabel, dass drogenkonsumierende Menschen – so hoch die Anforderungen an ihre Betreuung im Spitalalltag auch sein mögen – vom medizinischen Personal «gehasst» und damit in ihrer menschlichen Würde elementar abgewertet werden.

Der Crackkonsum setzt Schweizer Städte massiv unter Druck. In den Zürcher Fokus rückt die Bäckeranlage im Kreis 4. Dort wird offen Crack

konsumiert. Und das mitten im Wohnquartier, in einer grünen Oase, in unmittelbarer Nähe eines Schulhauses. Eltern haben Angst um ihre Kinder, und verzweifelte Anwohner beschwerten sich über Abfall, Unrat, Exkrementen.

Begleitet von Kriminalität, Gewalt und reiserischen Schlagzeilen, gipfelte die Berichterstattung jüngst in der Meldung über eine Gruppenvergewaltigung in der öffentlichen Toilette. In dieser hitzigen Debatte werden die Suchtkranken in der *Bäcki* nur noch als reine Gefahrenherde dargestellt – als ein ordnungspolitisches Problem oder im schlimmsten Fall als menschlicher Ballast, der einfach weggeschafft werden muss. Es ist weit und breit kein Artikel zu finden, der in dieser aufgeheizten Stimmung daran erinnert, dass es sich auch hier um schwerkranke Menschen handelt.

Den Medien kommt eine entscheidende Rolle dabei zu, wie Sucht im gesellschaftlichen Bewusstsein verankert ist. Die Darstellung bestimmt oft direkt, wie wir über Betroffene denken und ihnen im Alltag begegnen. Umso störender ist es, dass einschlägige Empfehlungen für eine stigmafreie Sprache, die vom Bundesamt für Gesundheit mitgetragen werden, ganz offensichtlich nicht in den Redaktionsstuben ankommen. Warum fehlt das Sensorium für die wertneutrale Berichterstattung?

Kein Mensch ist Müll!

Sprache und Bilder schaffen Wirklichkeiten. Die Bezeichnung «Junkie» etwa ist respektlos und diskriminierend. Das Wort leitet sich vom englischen Begriff für «Abfall» (*junk*) ab. Doch kein Mensch ist Müll. Abwertende Begriffe sollten aus unserem Wortschatz verschwinden – unabhängig vom Kontext. Oder sollen etwa für

Es ist wenig zielführend, bei einer suchtkranken Person stur an den Willen zu appellieren.

Suchtkranke andere Massstäbe gelten, nur weil sie im Unterschied zu anderen sozialen Gruppen keine politische Lobby hinter sich haben? Wir stellen heute wie selbstverständlich Genderrichtlinien auf und achten penibel auf den Antirassismus-Kodex. Doch gegenüber Suchtkranken lassen wir im Sprachgebrauch den elementaren Respekt und die menschliche Würde allzu oft vermissen.

Vielleicht reagiere ich sensibler als andere auf dieses Thema, weil ich selber betroffen bin. Es geht mir nahe, wenn suchtkranke Menschen mit Pauschalurteilen abqualifiziert und wegen ihrer Erkrankung individuell und strukturell stigmatisiert werden. Und ich würde mich mit aller Kraft dagegen wehren, wenn Benedict, mein Sohn, der mit 26 Jahren an den Folgen einer schweren Kokainabhängigkeit starb, als «Drögeler», «Süchtiger» oder «Junkie» herab-

gewürdigt würde. Er war so viel mehr als seine Krankheit: Er war Sohn, Neffe, Cousin, Freund, Kamerad, angehender Lehrer, Leutnant der Schweizer Armee und ein offener, neugieriger junger Mann, der beim Mountainbiken, Skaten wie beim Skifahren das Risiko liebte. Er war feinfühlig, hatte ein tiefes Gespür für Stimmungen und besass eine schöpferische Ader, die sich im Schreiben und Malen offenbarte.

Eine anerkannte Krankheit

Ich fordere nichts Geringeres, als Suchterkrankungen endlich zu entstigmatisieren und den Menschen hinter der Krankheit wahrzunehmen. Das Verhalten suchtkranker Menschen kann anstössig sein – zweifellos. Doch es geht um unsere grundlegende Haltung. Eine Suchterkrankung wird in unserer Gesellschaft noch immer mit moralischem Versagen, Charakter- und Willensschwäche oder einem vermeintlichen Selbstverschulden assoziiert. Doch das ist grundfalsch: Sucht ist eine anerkannte Krankheit, die multifaktoriell bedingt ist.

Was braucht es, damit Menschen ihre Haltung ändern? Wesentlich ist zunächst die ehrliche Bereitschaft, sich mit der Materie auseinanderzusetzen. Wer sich die Mühe nimmt, mit einem Menschen, der um einen Batzen bettelt, ins Gespräch zu kommen, wird feststellen, dass dieser in der Regel dankbar reagiert – weil er überhaupt wahrgenommen wurde. Und wir müssen Aufklärung betreiben, um die zerstörerische und teilweise irrationale Dynamik der Sucht verständlich zu machen. Denn nur durch Wissen entsteht Verständnis. Wer nichts über die neurobiologischen Zusammenhänge weiss, kann auch nicht begreifen, warum eine Crack rauchende Person nach dem ersten «Hit» schlicht nicht mehr aufhören kann. Und warum es wenig zielführend ist, bei einer suchtkranken Person stur an den Willen zu appellieren.

Zwischen Wollen und Können liegt oftmals ein weites Feld, auf dem Ohnmacht, Hilflosigkeit und Verzweiflung vorherrschen. Das Verlangen und die Vernunft sind in verschiedenen Bereichen unseres Gehirns verortet. Im Sog des akuten *craving* nach Kokain existiert der freie Wille nicht mehr. Auch das müssen wir der Öffentlichkeit unermüdlich erklären, wenn sich die Haltung in den Köpfen – und vor allem in den Herzen – nachhaltig verändern soll.



Prof. Dr. Joseph Jung ist Historiker und Publizist. Seine Frau Marina Jung hat über die Suchterkrankung und den Tod des gemeinsamen Sohnes Benedict das Buch «Kokainjahre» geschrieben (3. Auflage, 2026, Rüffer & Rub).

Implenia macht Politpropaganda

In einer konzertierten E-Mail an sämtliche Mitarbeiter betreibt die Führungsspitze der Baufirma Implenla Werbung für ein Nein zur Nachhaltigkeitsinitiative «Keine 10-Millionen-Schweiz!». Der aus Deutschland stammende CEO Jens Vollmar sowie der Schweiz-Chef Adrian Wyss behaupten zwar, ihr Unternehmen sei und bleibe «politisch neutral». Nur um sich schon im nächsten Satz schamlos in den Abstimmungskampf für den 14. Juni zu stürzen. Dieser Politaktivismus, der Tausende von Mitarbeitern betrifft, wirkt umso befremdlicher, weil die Aktion wenige Tage vor dem Urnengang erfolgt.

Die Firmenchefs von Implenla jammern über den «Fachkräftemangel» und über die «demografische Entwicklung», welche die Baubranche stark betreffe. «Ohne ausländische Fachkräfte auf unseren Baustellen und in unseren Büros» werde es «herausfordernd», die «ambitionierten Wachstumsziele» zu erreichen. Immer mehr, immer grösser, immer teurer. Die Abstimmung sei von grosser Bedeutung für Implenla, weshalb das Unternehmen die Mitarbeiter «ermutige», sich über die Vorlage zu informieren «und von eurem Stimmrecht Gebrauch zu machen».

Nun, die Baulobby lebt von der Zubetonierung der Landschaft. Dennoch sollte sie auf Abstimmungsempfehlungen an ihre Mitarbeiter – die schliesslich freie Staatsbürger sind – verzichten. Besonders unangebracht ist das Gejammer über den angeblichen Mangel an «ausländischen Fachkräften». Die offiziellen Zahlen des Bundes zeigen: Im Sektor Tiefbau, der die Implenla betrifft, waren im Januar und Februar 9,9 Prozent der hiesigen ausländischen Tiefbau-Beschäftigten arbeitslos. Im März waren es 9,5 und im April immer noch 9,3 Prozent. Bei den Schweizern ist die Arbeitslosigkeit im Tiefbau deutlich unter dem landesweiten Schnitt.

Es wäre also der Firma Implenla, geführt von Verwaltungsratspräsident Hans-Ulrich Meister, einem ehemaligen Credit-Suisse-Manager, dringend zu raten, zuerst die arbeitslosen hiesigen Ausländer zu beschäftigen, statt immer neue Ausländer zu rekrutieren. Mit ihrer unrühmlichen Abstimmungspropaganda beweist die Firma wenig Weitblick. Sie opfert eine gesunde, massvolle Entwicklung der Schweiz ihrem kurzfristigen Eigennutz.

Christoph Mörgeli